

Der Fortschritt von gestern.

Über Musealisierung als

Modernisierung*

HERMANN LÜBBE

Es hat noch niemals eine Zivilisationsepoche gegeben, die so sehr vergangenheitsbezogen gewesen wäre wie unsere eigene oder anders ausgedrückt: Keine Zivilisationsepoche zuvor hat solche Anstrengungen intellektueller, auch materieller Art unternommen wie unsere gegenwärtige Epoche, Vergangenes gegenwärtig zu erhalten. Dieses noch ›nie zuvor‹ ist keine rhetorische Hyperbel, es ist vielmehr ein harter, kultursoziologisch vermessener Befund, und ich werde ein paar Bestandteile dieses Befundes erwähnen, die die Experten und Professionellen alle gut kennen, die aber, wenn man daraus eine kleine Reihe bildet, sehr eindrucksvoll werden und ein Bild der Geschichtsverfasstheit unserer gegenwärtigen Zivilisation bieten. Der erste Be-

* Text eines frei gehaltenen Vortrags.

standteil, auf den ich aufmerksam machen möchte, ist natürlich derjenige, der uns heute Abend hier zusammenführt – die Musealisierung. Der Grad der Musealisierung, der wir unsere zivilisatorische Umwelt unterwerfen bzw. unterworfen haben, ist beispiellos groß und ablesbar ist das in erster Linie an der Zahl der Museen. Ich habe es inzwischen aufgegeben, mir die jeweils neuesten Abzählungen dieses Befundes aus der Museumsstatistik zu vergegenwärtigen. Indem ich aber mit diesen quantitativen Seiten der Sache durchaus vertraut bin, riskiere ich die Schätzung, dass allein im deutschsprachigen Bereich gegenwärtig die Zahl der Museen zwischen 6.000 und 7.000 liegen dürfte. Das ist jedenfalls die Größenordnung. Es waren vor etwa 30 Jahren in dem Gebiet der damals noch kleineren Bundesrepublik um die 2.000. Auch die gegenwärtigen konjunkturschwachen Jahre haben den Eifer der Museumsneugründungen kaum irgendwo stoppen können. Zum Glück gibt es auch reichlich mäzenatische Mittel und eine ebenfalls wachsende Zahl von Stiftungen, die das materiell möglich machen.

Also die Musealisierung, die Museen aller Klassen: Besonders gefreut habe ich mich darüber, dass im künftigen RuhrMuseum Naturgeschichte und Kulturgeschichte integriert dargestellt werden. Dies widerspricht einer speziellen deutschen Tradition – Droysen wäre eine repräsentative Figur der älteren deutschen Sicht auf die Geschichte. Er sagte, dass man die Naturgeschichte zwar so nenne, aber sie sei nur eine ›Quasi-Geschichte‹. Die eigentliche Geschichte sei die Geschichte der Kultur und der Menschenwelt. In Wahrheit dementiert das Museumswesen diesen Befund. Von Anfang an gehören zur Geschichte des neueren Museumswesens auch die naturgeschichtlichen Museen. Wir wissen ja auch historisch, dass sich die naturhistorischen und die kulturhistorischen Disziplinen im Wesentlichen gleichzeitig entwickelt haben und dass sich die naturhistorischen Disziplinen in den westlichen Nachbarländern, vor allen Dingen in

Frankreich und Großbritannien, etwas früher entwickelten als in Deutschland. Es handelt sich nur um Jahrzehnte, aber dies ist einer der Gründe, warum die kulturwissenschaftlich orientierte Intelligenz der Wilhelm von Humboldt-Tradition etwas spät wahrgenommen hat, dass eben die Naturgeschichte einen integralen Bestandteil der Bemühungen um unsere Selbstverständigung kultureller Art darstellt. Es ist erfreulich zu hören, dass das hier geschehen soll: Wo bietet sich das aber auch eher an, als in einem mit dem Bergwerkswesen verbundenen und auf ihn bezogenen Museum.

Zurück zum Museumswesen, zu Museen aller Klassen, aller Bereiche, aller Objekte und auch aller Trägerschaften: Kaum ein Unternehmen, das auf sich hält, das heute neben der Schau seiner jüngsten verkaufsfähigen Produktion auf den nationalen und internationalen Messen nicht auch eine Schau der Hervorbringungen ausgelaufener Produktzweige aufzuweisen hätte, nämlich im firmeneigenen Museum. Ein Großteil und zum Teil wunderbare Museen sind im Besitz von Wirtschaftsunternehmen: darunter kleine, wie das Knopfmuseum in Lüdenscheid, und auch ganz berühmte Museen, wie das Mercedes-Benz-Museum in Stuttgart-Untertürkheim usw. Die Bestände in den Museen verstauben dort nicht. Sie sind vielmehr Objekt der Massenwallfahrten des modernen Museumspublikums und wenn man mit der Materie nicht professionell zu tun hat, kann man unmöglich die Zahl der Museumsbesucher raten, die sich alljährlich in unseren Museen einstellen. Sie ist in den europäischen Nationalstaaten, ebenso wie in den USA, also in den hoch entwickelten Staaten, ungefähr so groß wie die Zahl der Einwohner dieser Länder, in Deutschland sogar größer, etwa 100 Millionen Besucher jährlich. Das ist mehr, als der Fußball Menschen zu bewegen vermag. Fußball am Fernsehschirm sehen natürlich noch ungleich mehr Menschen, weil sie wiederholt zuschauen, aber die Zahlen derer, die wirklich zu den Fußballplätzen pil-

gern, um dort live den Fußball zu erleben, sind sehr viel geringer als die jährlichen Besuchszahlen in den Museen. Die Museen lösen also eine der größten Massenbewegungen kultureller Art aus, die wir in der Gegenwart zu verzeichnen haben. Ich verweise auch auf die gleichfalls historisch beispiellosen Anstrengungen im Bereich des Denkmalschutzes, und dazu gehört ja auch das, was wir hier auf Zollverein sehen. Einer Brüsseler Statistik entnahm ich vor etwa vier Jahren, dass bereits 17 % der gesamten bis 1950 errichteten Baumasse unter Denkmalschutz gestellt sei. Als ich dies während der 150-Jahrfeier des österreichischen Bundesdenkmalamtes im Jahr 2000 vortrug, wurde das bezweifelt. Ich bin dem dann nachgegangen und habe es im Detail durchgerechnet: Ich kam auf eine Zahl von 12-13 %, also nicht ganz 17, aber auch das ist ein unglaublich großer Anteil.

Außerdem muss noch erwähnt werden, dass auch unsere professionelle akademische und sonstige Historiografie Massenerfolge aufzuweisen hat, sie ist bestsellerfähig geworden. Gelehrte schreiben nicht nur an die Adresse der anderen Gelehrten gerichtet, sie schreiben für das große Publikum. Ich kann die große Zahl der Werke aus der Feder unserer Historiker hier gar nicht nennen – auch die wichtigsten nicht, die diesen Bestseller-Status erreicht haben. ›Bestseller‹ soll heißen, es sind wenigstens 10.000 Exemplare, die abgesetzt werden und in etlichen Fällen sind es noch weitaus höhere Auflagen, die erreicht werden. Vor 30, 35 Jahren hätte man kaum angenommen, dass das möglich sei. Da erschienen massenhaft aus der Feder nicht zuletzt der Historiker selbst Aufsätze mit dem Titel ›Wozu Geschichte?‹ oder dramatischer ›Wozu noch Geschichte?‹. Inzwischen scheint diese Frage gegenstandslos geworden zu sein. Dazu passt, dass populärwissenschaftliche Historiografie in Broschürenform im Bahnhofs-Kiosk ausliegt, desgleichen Zeitschriften z.B. mit dem Titel ›Damals‹. Auch die Massenmedien einschließlich des Fernsehens sind in ausgeprägter Weise ge-

schichtsbezogen, und die Sendungen finden ihr Publikum – ein Massenpublikum. Jede Kleinstadt, jede Institution, die ihr Jubiläum feiert, engagiert nicht zuletzt professionelle Historiker, die ihnen ihre Historie aufschreiben. Kleinstädte und Dörfer feiern ihr 700-, 800-, oder 1000-jähriges Bestehen. Eine professionell gemachte Dorfchronik oder Stadtgeschichte ist obligat. Das gilt auch für Gymnasien und andere öffentliche Institutionen, selbstverständlich auch für Universitäten. Es trifft ebenso für Unternehmen zu, für die prominente Historiker tätig sind. Und es ist eine rüde Selbstverkenning der deutschen Befindlichkeit und gehört zum Symptom unserer Geneigtheit zur Selbstanklage, zu meinen, die schlimmen Epochen würden beschwiegen und nur die angenehmen dargestellt. Wenn man zum Beispiel eine Gymnasialgeschichte schreibt, wird immer auch die Geschichte der Schule in den 12 Jahren der Diktatur der NSDAP mitbehandelt. Eine Verdrängung hat es hier im Regelfall nicht gegeben. ›Verdrängung‹ ist insoweit eher ein Mythos, der den Zwecken der moralischen Diffamierung unangenehmer Zeitgenossen gilt, denen man so etwas nachsagt. Der Nationalsozialismus kann als eine der besterforschten Epochen unserer Geschichte gelten.

Noch ein letzter Aspekt der Gültigkeit unserer Ausgangsthese: Die Fülle der historischen Jubiläen, die wir feiern, und das Anwachsen dieser Jubiläumsfreudigkeit soll an einem anschaulichen Beispiel gezeigt werden. Die berühmteste Universitätsgründung in Europa, nicht nur in Deutschland, war die Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität 1810 in Berlin, der jetzt so genannten Humboldt-Universität. Diese Friedrich-Wilhelms-Universität feierte ihr erstes großes Jubiläum im Jahre 1910, nachdem sie 100 Jahre lang bestanden hatte – in der ganzen Welt gerühmt, anerkannt und auch nachgeahmt. Ich selbst war bei der Gründung der Universität Bielefeld beteiligt. Sie wurde im Jahre 1969 eröffnet, und da hielt man es bereits 10 Jahre

später, im Jahre 1979, für angemessen, ein großes Jubiläum auszurichten. Die Städte und Dörfer feiern ohnehin ihre Jubiläen, das erwähnte ich bereits. Und wenn die Feiergelegenheiten zu selten sind, alle 100 Jahre, 700 Jahre, 800 Jahre, dann scheut man sich heute noch nicht einmal, ›Schnapszahlen‹ als Jubiläumsanlass zu nehmen: vor 555 Jahren usw. Sie merken, dass dieser blühende Betätigungszweig der Vergangenheitsvergegenwärtigung auch in mannigfacher Form zur Übertreibung neigt. Man kann den ironischen Oberton nicht ganz vermeiden, man soll ihn auch gar nicht scheuen. Er kann der Substanz der Sache überhaupt nicht schaden. Die Sache, das Bedürfnis nach Geschichte, hat eine solche Mächtigkeit, dass ihr auch Übertreibungen keinen Abbruch tun.

Ich könnte mit solchen Schilderungen noch lange fortfahren. Das war ja nur die Vergegenwärtigung: So ist es. Ich möchte – bevor ich die Antwort gebe – eine These zitieren, die eine große Tradition hat. Sie gehört zur sehr alten Tradition der Kulturkritik. Die Kulturkritik ist ungefähr so alt wie das, was wir die Moderne nennen. Wir kennen sie spätestens seit Jean-Jacques Rousseau. Und so gibt es eine kulturkritisch gefärbte Antwort auf die Frage, warum wir so vergangenheitsbezogen sind. Die populärste Antwort hat Friedrich Nietzsche in die Welt gesetzt mit seinem berühmten – ich würde mich auch nicht scheuen zu sagen berühmigten – Essay über den Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. Darin sagt er: »Wir leiden alle an einem historischen Fieber.« Er sagte dies in die junge kaiserliche Zeit Deutschlands hinein, und er nahm dieses Fieber als einen Indikator deutscher Geneigtheit zur Flucht in die Vergangenheit, zur Zukunftsunbereitschaft. Diese Deutung unserer Bemühungen, Vergangenes gegenwärtig zu halten, ist sehr prominent, aber sie gehört zu jenen Deutungen, die ebenso falsch wie prominent sind. Es gibt eine ganze Reihe großer Sätze, über die wir unsere Gegenwartskultur zu verstehen versuchen, die diese Eigenschaft

haben, prominent und ganz falsch zu sein. Um zu zeigen, dass es auch noch einen weiteren, hier einschlägigen Satz dieser Art gibt, will ich Walter Benjamin zitieren, der gesagt hat, das Kunstwerk verlöre seinen auratischen Charakter im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit. Nichts ist falscher als das. Nicht die nie gesehene – weil man nie in Paris war – Mona Lisa, sondern die millionenfach bis in alle Schulbücher hinein abgebildete Mona Lisa ist es doch, die Betrachter in ihrer Originalgestalt anzieht. Wenn sie wirklich in der Originalgestalt einmal auf Reisen geht – wie vor einigen Jahren nach Japan –, so vermochte sie dort etwa 8 Millionen Zuschauer in den Bann zu schlagen. Das Original wird immer auratischer, je massenhafter seine technische Reproduktion erfolgt. Benjamin hat das Gegenteil behauptet.

Es ist also eine falsche Auskunft, dass die Vergangenheitsbezogenheit Zukunftsflucht, Vergangenheitsnostalgie, Unbereitschaft, sich der Zukunft und ihren Herausforderungen zu stellen, dokumentiere. Worum handelt es sich also? Bevor ich die Antwort gebe – die Antwort, die schließlich keine geringere Bedeutung hat als die Antwort auf die Frage nach dem Sinn der historischen Kultur als einem spezifisch modernen Teil unserer Lebensverfassung –, muss ich eine Voraussetzung dieser Vergangenheitsvergegenwärtigung nennen. Für diese Voraussetzung, auf die es entscheidend ankommt, stelle ich den Begriff der Gegenwartsschrumpfung zur Verfügung – ein etwas drollig klingendes Wort, andererseits tritt es ohne jedes Imponiergehabe auf. Nicht einmal Fremdwörter sind darin eingearbeitet. Wir verstehen die beiden Nomen, aus denen dieser Begriffsname gebildet ist: Gegenwart und Schrumpfung. Ich möchte mit ein paar Hinweisen anschaulich machen, was damit gemeint ist. Der allgemeine Satz, der sozusagen diesen Begriff der Gegenwartsschrumpfung definiert, würde lauten: Gegenwartsschrumpfung bedeutet, dass die Zahl der Jahre abnimmt, für die wir in allen

Bereichen unseres Lebens, in der Wirtschaft, in der Politik, und in unserer privaten Lebensverbringung mit einigermaßen konstanten Lebensverhältnissen rechnen können. Gegenwertschrumpfung ist generell abhängig von der Menge der Innovationen pro Zeiteinheit.

Und die Menge der Innovationen kann man in den mannigfachsten Bereichen des Lebens vermessen. Eine solche Vermessung unter vielen anderen wird gerne mit Hilfe der so genannten Halbwertzeit wissenschaftlicher Literatur vorgenommen. Damit erfolgt ein Blick in die wissenschaftspraktische Seite der Sache. Halbwertzeit wissenschaftlicher Literatur ist die Zeit, die vergeht, bis der Inhalt eines Lehrbuchs in einer dynamischen Disziplin beliebigen Inhalts (z.B. Molekularbiologie, Betriebswirtschaft) und beliebigen Gegenstandes als zur Hälfte veraltet gelten muss. Wenn man sich nun wirklich die Mühe machen wollte, ein solches Lehrbuch inhaltlich daraufhin auseinander zu nehmen unter dem Gesichtspunkt, welche Sätze denn darin heute noch gelten und welche schon als veraltet oder überholt abgeschrieben werden müssen, würde man alsbald in einen Abgrund von wissenschaftstheoretischen Reflexionen versinken. Unsere Bibliothekare haben ein sehr probates und einfaches Mittel entwickelt, die Halbwertzeit wissenschaftlicher Literatur zu vermessen. Sie messen einfach die Benutzungshäufigkeit der Literatur in Abhängigkeit von ihrem Erscheinungsdatum. Das ergibt dann dort, wo es sich nicht um Wissenschaftsgeschichte handelt, sondern um aktuelle Forschungspraxis, eine steil nach unten absinkende Kurve. Je älter die Bücher, um so weniger werden sie nachgefragt. Diese Einsicht hatte ich zum ersten Mal, als ich einen britischen Bibliothekar klagen hörte: »Da haben wir doch vor 10 Jahren für alle britischen Bibliotheken die sehr teuren molekularbiologischen Zeitschriften angeschafft, die britischen, amerikanischen und etliche kontinental-europäische auch noch – und nun, nach 10 Jahren genügt ein einziges Exemplar dieser Zeit-

schriften, um die Gesamtnachfrage im Vereinigten Königreich zu bedienen. Sieht man genauer hin, dann ist der Nachfragende nicht Molekularbiologe, sondern ein Wissenschaftshistoriker.« Die Halbwertszeit wissenschaftlicher Literatur ist übrigens in einigen Disziplinen so klein geworden, dass der Druckproduktionsvorgang so viel Zeit in Anspruch nimmt, dass diese Zeit der Herstellung und Verbreitung auf die alte Weise schon wiederum den Veralterungsvorgang einleiten und vorantreiben würde, so dass man die Informationen und neuesten Resultate der Forschung nur noch ins Internet stellt, nur noch digitalisiert präsent hält und dann auch verwahrt. Ich veranschauliche das bei einer leistungsfähigen technischen Hochschule: In der Bibliothek der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich liegt der Anteil der gesamten präsenten Literatur, die nur noch digitalisiert abgerufen werden kann, bei nahe 30 %. Dies wird zwar nie gegen 100 % anwachsen, aber der Anteil wird zunehmen.

Noch ein Blick in die Technik und zwar in den Bereich der ökonomisch genutzten Technik, wo man ebenfalls sieht, was mit Gegenwartsschrumpfung gemeint ist. Einer in Zürich kürzlich erschienen Dissertation konnte ich entnehmen, dass, wenn ein nordost-schweizerischer oder württembergischer Textilunternehmer um 1850 seine Manufakturhallen mit den nun verfügbaren Dampfmaschinen als Energie lieferndes Aggregat, eine Werkzeugmaschine installierte, dann konnte er diese Maschine bei der Solidität des damaligen Werkzeugmaschinenbaus stehen lassen, bis sie nach etwa 30 Jahren verbrauchsabhängig verschlissen war. Nicht früher, so lange stand sie. Nun sind wir bei 1880: Wenn derselbe Unternehmer sich hätte gestatten wollen, die jetzt zu erneuernden Maschinen noch einmal für 30 Jahre stehen zu lassen, wäre er bereits nach 15 Jahren erbarmungslos vom Markt geflogen, und jeder, der mit solchen Investitionsproblemen zu tun hat, weiß warum. Inzwischen hatte sich nämlich die Dynamik des Werkzeugmaschinenbaus derart erhöht, dass

man zur Abschöpfung der Produktivitätsvorteile der moderneren Maschinen die alten austauschen musste, längst bevor sie gebrauchtsabhängig verschlissen gewesen wären. Wenn der Unternehmer Glück hatte, konnte er die alten Maschinen noch nach Irland oder nach Indien weiter verkaufen. Er musste die neuen jetzt installieren, und man kann sehen, wie das unser Verhältnis zur Zeit und damit auch zur Vergangenheit verändert. Das Wort ›alt‹ bekommt erst in diesem Kontext in allen europäischen Sprachen eine andere, moderne Bedeutung. »Alt« war früher immer alt und damit verschlissen und abgängig, ruiniert, eben gebrauchtsabhängig. »Alt« bekommt jetzt eine neue Bedeutung, welche lautet: alt, weil durch etwas neueres, besseres überholt, alt im Sinne von veraltet.

Ich werfe noch einen Blick in die Kunst, damit man sieht, dass es in allen Lebensbereichen, auch in der Kunst, analoge Phänomene gibt. Der prominente, leider so früh verstorbene Konstanzer Romanist Hans Robert Jauß ließ einmal ein Verzeichnis kunsthistorischer Epochenbegriffe über sehr große Zeiträume erstellen und daraus ergab sich – was wir auch aus einem guten Kunstunterricht des Gymnasiums wissen können –, dass in dem halben Jahrhundert zwischen 1850 und 1900 die Kunst sieben Kunststile von bleibender Bedeutung schuf, die sich durchsetzten. Es sind noch sehr viel mehr erfunden worden, aber sieben haben Eingang in die historischen Lehr- und Schulbücher gefunden: vom Realismus um die Jahrhundertmitte bis zum Secessionismus oder Jugendstil um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert. Und nun gilt, dass für ein einziges Jahrzehnt des soeben zu Ende gegangenen 20. Jahrhunderts, nämlich für das Jahrzehnt zwischen 1960 und 1970, nicht sieben stilistische Innovationen gelangen und sich durchzusetzen vermochten, sondern die doppelte Anzahl, nämlich 14. Das ist eine Beschleunigung der künstlerischen Innovationsrate um den Faktor 10 in 120 Jahren. Dies hat eine ungeheure Bedeutung für die Gegen-

wart der modernen Kunst. Jetzt erst ist es möglich geworden, dass man Museums of Modern Art einrichtete. Das erste Museum of Modern Art war das in New York, 1929 eröffnet. Museum of Modern Art, Museum für moderne Kunst – das ist ein Museumsname, der noch dem 19. Jahrhundert ganz unverständlich gewesen wäre. Wenn man Kunst in repräsentativen Zeugnissen aus der jüngsten dynamischen Kunstentwicklung ausstellen möchte, um Kunstgeschichte sichtbar zu machen, dann braucht man heutzutage wegen der Fülle der Objekte geradezu Messehallen. So geschehen in der glanzvollen Westkunst-Ausstellung, die Laszlo Glozer 1981 in den Kölner Messehallen vorbereitete. Diese Innovationsraten führen auch zu tiefreichenden Veränderungen im Verhältnis zwischen Kunst und Publikum. Die Avantgarde-Verpflichtung entfällt, sie hört auf, verpflichtend zu sein.

Die Schilderung der Gegenwartsschrumpfung ließe sich noch weiter fortsetzen, sie war nur eine Skizze der Voraussetzung für die so intensiv gewordene Vergangenheitsbeziehung. Sie hängt mit der in allen Lebensbereichen angewachsenen Innovationsrate pro Zeiteinheit zusammen, die kontinuierlich steigt.

Die nächste Frage muss nun sein: Warum werfen wir denn das veraltete Zeug nicht weg? Warum wirft gerade die so genannte Wegwerfgesellschaft nichts mehr weg, wenn sich der Hauch des Historischen über etwas gelegt hat, und warum wird es dann musealisiert? Warum haben alle erfolgreichen Unternehmen eigene Museen? Das ist eine Frage von außerordentlicher Größenordnung. Wenn Sie die Antwort in Büchern darstellten, bräuchten Sie 400 bis 600 Seiten. Ich gebe die Antwort in Ultraschallform: Sie stammt von einem Züricher Kollegen, dem Architekten und Städtebauer Benedikt Huber. Was Huber gesagt hat, möchte ich ihm zu Ehren das Huber-Theorem nennen. Es lautet folgendermaßen: Wenn sich die Bausubstanz unserer Städte und Dörfer in einer Größenordnung von mehr als 2-3 % pro Jahr än-

dert – das ist eine weiche Zahl, aber eine Zahl, die eine realistische Größenordnung von der Baudynamik (Änderung der Bausubstanz durch Abriss, Neubau und Erweiterungsbau an den Siedlungsrändern) vermittelt und die in Zeiten der Hochkonjunktur auch tatsächlich erreicht wird – dann also verlieren unsere Lebens- und Arbeitsquartiere die für das Lebensgefühl ihrer Bewohner so elementar wichtige Anmutung der Qualität von Vertrautheit. Sie werden buchstäblich vor ihren eigenen Augen zu einem fremden Ambiente. Jeder, der aus einem Dorf kommt, kann das wissen, wenn er 10 oder 15 Jahre nicht mehr zu Hause gewesen ist und dann in sein Heimatdorf zurückkehrt. Er wird immer die selbe Reaktion zeigen: Nicht wieder zu erkennen, meistens in Abhängigkeit von Verkehrsbauten, anderen Bauten und Neuansiedlungen. Man kann beobachten, dass sich auf diesen Effekt des änderungstempobedingten Vertrautheitsschwundes die historisch beispiellosen Anstrengungen unserer Denkmalschützer kompensatorisch beziehen. Früher waren die Kirchtürme zum Beispiel mit grün angestrichenem Blech bedeckt, jetzt ist es grün angelaufenes Kupfer. Das ist ein Wohlstandsphänomen, aber der ästhetische Eindruck ist »Aha, da ist er ja wieder, der altvertraute Kirchturm«. Und dann ist man zu Hause, und dasselbe gilt für die drei Giebelhäuser am Marktplatz.

Wie die Philosophen stets, fasse ich dies in einen allgemeinen theoretischen Satz zusammen: Es handelt sich um Bemühungen zur Kompensation eines änderungstempobedingten Vertrautheitsschwundes, die es erlaubt, fremd gewordene eigene Vergangenheit mit der eigenen Gegenwart zu verbinden, oder – da wir ja nicht immer nur selbstbezogen interessiert sind – auch die fremd gewordene Vergangenheit anderer mit ihnen in Verbindung zu halten. Ich gebrauche in diesem Zusammenhang ein Wort, das bei vielen Geschichtswissenschaftstheoretikern sehr in Verruf geraten ist, nämlich das Wort »Kompensation«. Ich möchte zugleich eine Polemik zitieren, die fragt: »Kompensation«, was

ist denn das für ein geringes Geschäft, das du den Historikern da zumuten möchtest? Was seid ihr Kompensationstheoretiker überhaupt für Leute? Ihr stellt euch an den Rhein und merkt, wie er stinkt. (Hier und da tut er das tatsächlich noch, aber bei weitem nicht mehr so wie vor 25 Jahren.) Und dann kompensiert ihr diese Missbefindlichkeit, in die wir dann geraten. Im Angesicht der Folgen, unserer Art zu leben (die Fische springen auch nicht mehr), kompensiert ihr sie, indem ihr von der Geschichte der Rheinromantik sprecht, schließlich selber rheinromantisch werdet in der Historisierung eben dieser Rheinromantik. Ihr salbt eure Seele, während es doch darauf ankäme, hier und heute Hand anzulegen und den Rhein wieder für Fische lebbar zu machen, was übrigens inzwischen der Fall ist, es gibt ja wieder Rheinfischer. Nun diese Auskunft – sie merken schon, das ist ein 68er Relikt, das können sie selber nur verstehen, indem sie es historisieren – ist natürlich barer Unfug, denn nie haben die Geisteswissenschaftler und die historischen Kulturwissenschaftler auch nur die geringste Kompetenz gehabt, am Zustand des Rheins, des Rheinwassers irgend etwas zu ändern. Ich meine, wenn der Rhein wirklich stinkt, dann genügt jedermanns Nase, d.h. der common sense, um die Änderungsbedürftigkeit dieses Zustands zu identifizieren. Dafür braucht man überhaupt keine Wissenschaft. Und wenn sich sein Zustand bessert, so dass man nichts mehr riechen kann, gleichwohl aber noch nicht befriedigt ist, dann kann man das nur mit Hilfe der Messgeräte, der Spezialisten und Professionellen feststellen. Unter diesen Spezialisten und Messgeräte handhabenden Chemikern werden sich keine historischen Kulturwissenschaftler befinden. Als Antwort auf die Frage, was man denn nun tun müsse, chemisch, organisatorisch, betrieblich, steht dem historischen Kulturwissenschaftler nicht die geringste Antwortmöglichkeit zur Verfügung. Das bedeutet, dass diejenigen Theoretiker, die diese Art der Bekämpfung der Kompensation – wir wollen etwas ändern und nicht kompensie-

ren – vertreten, die Kulturwissenschaftler in eine Lage bringen, in der sie ständig bei ihrer Hilflosigkeit überrascht werden. Die sind dann wirklich unnütz, da sie das alles nicht können.

Daher muss man fragen, was sie denn nun tun – eine Antwort habe ich bereits gegeben: Sie machen fremd gewordene eigene Vergangenheit verständlich, und das hat eine elementare Bedeutung, die ich über die Inanspruchnahme des Wortes ›Identität‹ am besten erläutern kann. Identität ist eine Metapher aus dem Personenstandswesen; Identität ist die Antwort auf die Frage, wer wir sind. Jeder Inhaber eines Passes weiß, dass das so ist. Und wenn man auf diese Frage – wer bin ich oder wer sind Sie – nicht nur mit dem Namen antwortet, dann sagt man ja nicht, wer man ist, sondern man sagt, wie man heißt. Wenn man wirklich sagen möchte, wer man ist, dann müsste man immer die eigene Geschichte erzählen. Das weiß jeder Student, der sein Studium beendet, jeder Abiturient, der das Gymnasium verlässt, wenn er sich um einen Arbeitsplatz bewirbt. Man muss immer seinen Lebenslauf einreichen. Lebensläufe sind zumeist hochstandardisiert. Aber dann und wann liest man zum Beispiel, der Bewerber habe drei Jahre mit seinen Eltern in Spanien verbracht, kann also Spanisch, das ist eine Weltsprache von rasch wachsender Wichtigkeit, aber in unserem Land immer noch wenig gesprochen. Diese Ausführungen zeigen, dass man für solche Identifizierungen Geschichten braucht. Wer ich bin, das sagt meine Geschichte. Ich zitiere gerne Jean Paul Sartre: »Je suis mon passé«, ich bin meine Vergangenheit. Ich muss meine Geschichte erzählen, um sagen zu können, wer ich bin. Und mit dem Erzählen dieser Geschichte – hier ist wieder die Bedeutung der Gegenwartsschrumpfung wichtig – hat es keine sonderlichen Schwierigkeiten, wenn sich die Lebensverhältnisse nicht ändern. Dann sind unsere Lebensläufe ungefähr so, wie wir das von unseren Eltern, den Großeltern oder noch älteren Vorfahren bestens kennen. Dann hat das Geschichtenerzählen keine so große

Bedeutung. Das heißt, man lebt sozusagen in einer ewigen Gegenwart.

Was es heißt, in einer sehr lang erstreckten Gegenwart zu leben, kann man auch literarisch greifen. Wenn man hochmittelalterliche philosophische Texte liest, z.B. Thomas von Aquin, dann wird man dort immer auf den Namen oder auf die Formel stoßen »philosophus dixit«, der Philosoph sagt. Derjenige wird nicht mit Namen genannt. Man meinte damit selbstverständlich Aristoteles. Er wird nicht in historischer oder philologischer Absicht zitiert, sondern wie einer, der das immer fortdauernd geltende und anzueignende Wahre bereits gesagt hat, daher »philosophus dixit«. Das bedeutet: Thomas von Aquin lebte in einer Gegenwart, die eine Ausdehnung von mehr als 1500 Jahren hatte. In einer sich rasch ändernden Zivilisation wird die Konstanz der Verhältnisse geringer, wird die Zahl der Jahre geringer, über die zurückzublicken bedeutet, in eine in vielen Lebenshinsichten bereits fremd gewordene Vergangenheit zu blicken. Das Einholen dieser fremd gewordenen Vergangenheit in den eigenen Verstehenshorizont – individuell und kollektiv – wird aus genau diesem Grund modernitätsabhängig immer wichtiger, und daraus erklären sich alle hier beschriebenen Bemühungen. Es ist ein Vorgang von elementarer Wichtigkeit. Der Mensch ist weder individuell noch politisch existenzfähig, wenn er nicht in der Lage ist, zu sagen, wer er ist. Das ist das Problem, und man kann darüber die Probleme der weiteren Verbesserung der Qualität des Rheinwassers getrost anderen Leuten überlassen. Dazu können die historischen Kulturwissenschaftler tatsächlich nicht das Geringste beitragen.

Die eingangs geschilderte Ausbreitung unserer Anstrengungen zur Vergangenheitsvergegenwärtigung ist ein Vorgang, der tief selbst bis in unsere ökonomische Lebensverfassung hineinreicht. Ich möchte die praktische Wichtigkeit, die in unserer Gegenwartskultur die Vergangenheitsvergegenwärtigung zu dem

erläuterten Zweck spielt, kurz erläutern. Bleiben wir zunächst bei den geisteswissenschaftlichen Studenten und der Universität. Es war die revolutionäre Leistung Wilhelm von Humboldts, dass er diejenigen Disziplinen, deren Vorstufen in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Universität rein vorbereitenden Charakter hatten – Rhetorik, Logik, Grammatik, aber auch Musik –, in ihrer neuen Funktion für die Bildungs- bzw. Ausbildungsbedürfnisse der modernen wissenschaftlich-technischen Zivilisation erkannte. Disziplinen, die früher nur eine vorbereitende Bedeutung hatten, erhob er in den historisch-philosophischen Disziplinen zu Inhalten eines grund- und eigenständigen, zu einem Abschluss führenden Studiums. Was wurde man, wenn man das Studium an der Universität in den historischen oder kulturhistorischen Disziplinen des frühen 19. Jahrhunderts absolviert hatte? Gegen 80 % wurden Gymnasiallehrer. Daran kann man zugleich erkennen, dass die Voraussetzungen der großen Humboldtschen institutionellen Innovation zugleich auch eine Gymnasialreform war. Damals waren es vielleicht 3 % der Bürger, die das Abitur erreichten. Die Gymnasiallehrer hatten alle an der Universität studiert. Sie machten 80 % der Studenten der kulturwissenschaftlichen Fächer aus. Vergleicht man damit den Anteil der Studenten, der Absolventen geisteswissenschaftlicher Disziplinen, die heute als Geschichtslehrer, Philologen und Literaturhistoriker in die Schule gehen – es gibt sie natürlich unverändert, das ist eine fortbestehende Bedeutung unserer philosophischen Fakultäten –, so liegt er in den meisten Universitäten inzwischen bei unter 40 %. Es stellt sich also die Frage, wo bleibt der Rest? Steht er beim Arbeitsamt Schlange? Für einen ganz kleinen Teil gilt das, jedoch ist die Arbeitslosigkeit überraschend gering. Die Absolventen kulturwissenschaftlicher Studien sind universell verwendbar, aber sie sind nicht zuletzt beschäftigt in den der Vergangenheitsvergegenwärtigung dienenden Institutionen, im ganzen Bereich des öffentlichen Lebens von den ar-

chäologischen und sonstigen kulturwissenschaftlichen Institutionen der Gebietskörperschaften, einschließlich der Städte. Es gibt keine Stadt, die etwas auf sich hält und von einer gewissen Größe ist, die nicht mehrere professionell besetzte Museen hat. Auch jede staatliche Gebietskörperschaft beschäftigt heute professionelle Denkmalpfleger, die Landkreise desgleichen. Nie zuvor haben wir solche Publikumsmassen in unseren öffentlichen und privaten Archiven gesehen. Die Menge der professionellen Archivspezialisten, die auch die Fülle der immer wichtiger werdenden privaten Archive einrichtungsmäßig beraten, von den Firmenarchiven bis zu den altvertrauten kirchlichen und Adelsarchiven, war nie so groß wie heute. Der inzwischen größere Anteil der Absolventen geisteswissenschaftlicher Studien, die sich nicht als Lehrer betätigen, ist heute in den vielfältigen Formen der Vergangenheitsvergegenwärtigungspraxis als Teil unseres öffentlichen und privaten Lebens beschäftigt.

Ein zweiter Hinweis betrifft den Tourismus. Der Tourismusstatistik kann man entnehmen, dass der überwiegende Teil aller Touristen sich aus Freude am Reisen auf den Weg machen und nicht zu geschäftlichen oder diplomatischen Zwecken. Das ist in fast allen europäischen Ländern so. Ein Drittel dieser Touristen sind Städtebesucher, was man so leicht nicht vermuten würde. Was suchen die Touristen in den Städten? Zu ganz kleinen Anteilen natürlich auch heute noch das, was man immer in den Städten gesucht hat, die besondere Lustbarkeit. Aber dafür braucht man heute die Städte nicht einmal, weil das inzwischen in jedem Dorf angeboten wird. Die Touristen suchen vor allem die alte Stadt. Diese alten Städte sind nicht nur Wien, Rom, Paris und London und jetzt auch wieder St. Petersburg, das wie ein Phönix aus der Asche emporsteigt, aus der sozialistischen Asche. Jetzt entsteht diese Stadt wieder in ihrem alten zaristischen Glanz. In Europa wachsen die Großstädte kaum noch an, es sind die Agglomerationen, die wachsen. In Deutschland ist es vor

allem München, das immer noch wächst. Die Mehrzahl der Großstädte wachsen aus mannigfachen Gründen eher nicht. Was suchen also diese Menschen in den Städten, die im Glanz des Denkmalschutzes dastehen? Sie suchen die vergangene Stadt. Man muss die Tageszeiten kennen, zu denen man die Hauptattraktionen aufsuchen kann, denn sonst wird man von der Fülle der Besucher bedrängt. Plätze, wie das unglaubliche Dubrovnik auf der kroatischen Seite der Adria, eine venezianische Prachtgründung, in den Niederlanden zum Beispiel Delft und in Spanien Alcalá de Henares, etwa 70 km nordöstlich von Madrid, die ältere spanische Königsstadt. Man könnte auch Brügge oder eine Industriestadt wie z.B. das oberösterreichische Steyr nennen, eine Stadt, die in ihrer Gänze als historische Industriestadt musealisiert ist. All das sind Plätze und Orte, die neu nie mehr so entstehen würden.

Übrigens gewinnen sie auch bis in den politischen Lebenszusammenhang hinein eine rasch wachsende Bedeutung. Die symbolische Bedeutung dessen, was so nicht mehr entstehen würde, wächst ständig. Kürzlich besuchte ich in Wien ein Museum mit einem etwas kargen Namen; man würde auf den ersten Blick dahinter kein Museum vermuten: das Hofmobiliendepot in Wien. Darin befindet sich die Sammlung der unendlich reichen Bestände aus den alten Habsburger Besitzungen. Im Unterschied zu anderen Adelseigentümern wurde bei der Gründung der ersten österreichischen Republik Habsburger Eigentum verstaatlicht. Dieser unendliche Schatz reicht von Louis XVI. zum Biedermeier und weit darüber hinaus bis in den wunderbaren österreichischen und böhmischen Jugendstil. Damit vermochte nun die Republik Österreich ihre Botschaften auszustatten. Allenfalls Frankreich kann damit noch konkurrieren. Das sind Dinge von hoher symbolischer Bedeutung. Der Glanz, den ein kleines Land wie Österreich in der Welt zu erwecken vermag, hängt auch an diesen Dingen. Altertümer haben sogar für das

wirtschaftliche Leben in unseren Städten eine große Bedeutung bekommen. Es gibt eine Organisation, die sich ›Urbanicom‹ nennt, eine Organisation von kooperierenden Handelsunternehmen, aber auch zuständigen Dezernatsleitern aus unseren Stadtverwaltungen und Denkmalschützern. Das Hauptanliegen von Urbanicom ist das bekannte und vertraute Anliegen, wie man trotz des raschen Wachstums der Großeinkaufs-Center, die sich parkplatzbegünstigt überall an den Siedlungsrändern befinden, auch die Stadtzentren wirtschaftlich und lebendig erhält. Die Innenstädte sollen weiterhin Menschen anziehen, damit sie nicht zu Spielhallen- und Sexshopmeilen verkommen. Das ist das Anliegen von Urbanicom und das mit Abstand wichtigste Mittel, um das man sich dabei bemüht, ist der historische Glanz der Städte. Es gibt Städte, die haben das mit größerem Glück oder weniger Glück vermocht, so z.B. die Stadt Münster: Münster, das nach dem Krieg zu über 80 % und zwar gerade im Altstadtzentrum vernichtet war und vor der Entscheidung stand, ob es nach Nietzsche modern und zukunfts zugewandt die Vergangenheit hinter sich lassen solle oder ob man die Stadt auf dem alten Straßennetzgefüge wieder aufbauen solle. Man hat das Letztere getan und der Prinzipal-Markt in Münster ist eines der großen Beispiele dafür, dass, wenn man nicht Replikate baut – wie beim Münsterschen Rathaus –, man dann die Anmutungsqualität des Alten mit modernen Mitteln, die sich als moderne Mittel nicht verstecken, gut erreichen kann. Die Stadt steht heute in einem historischen Glanze da, dass sie auch mit den einschlägigen benachbarten niederländischen Städten, den nicht zerstörten unter ihnen, konkurrieren kann, so dass in der ganzen langen Weihnachtszeit, die ja immer länger ausgedehnt wird, hunderte von niederländischen Bussen am Rande der Stadt stehen, weil die Stadt eben als alte Stadt diese Attraktivität hat.

Es gibt nun auch Städte und Plätze, die sich diese Publikumsattraktivität über industriearchäologische Leistungen zu

verschaffen vermögen. Es würde jetzt zu weit führen, wenn ich auf die Besucherstatistiken von Einrichtungen wie dem Bergbau-Museum im benachbarten Bochum einginge. Kürzlich bin ich in ein Erzbergwerk in Freiberg in Sachsen eingefahren. Und vor noch kürzerer Zeit war ich im Kärntner Hüttenberg, wo es ein Eisenerzbergwerk gab, das in der Zeit, als von Holzkohle auf Steinkohle umgestellt wurde, unterging. Das sind musealisierte Plätze, die alljährlich zehntausende – in Freiberg sind es sogar noch sehr viel mehr – von Besuchern anziehen. Und was man sich natürlich wünschen muss für einen so unvergleichlichen Platz wie den von ›Zollverein‹, ist, dass dieser Effekt auch hier eintritt. Nachdem ich vor etwa einem Jahr hier war und damals auch besorgte Stimmen laut wurden, ob man diesen ungeheuren Komplex füllen könne, höre ich jetzt, dass die Besucher kommen und selbst an einem solchen Tag wie heute, an dem man doch in das verlängerte Wochenende vor dem Himmelfahrtstag aufbricht, sah man, als wir hierher fuhren, die Besuchermassen draußen. Das alles hat selbstverständlich auch eine hohe wirtschaftliche Bedeutung.

Ich erwähne noch einen anderen Punkt, an dem man sieht, dass die Vergangenheitszugewandtheit und die Leistungen, die daraus resultieren, bis in den wirtschaftlichen Lebenszusammenhang hinein Bedeutung haben. Sie haben Bedeutung für die große Aufgabe, die Städte vital zu halten. Es sind nicht nur Ruhrgebietsstädte, es sind eine Fülle von alten Städten in Deutschland ebenso wie in analog industriegeschichtlich strukturierten Ländern Europas, in denen die Bevölkerung zurückgeht. Ich gehe auf zwei Plätze an entgegengesetzten Enden im Ruhrgebiet ein – auf Witten einerseits und Oberhausen andererseits. Man nimmt an, dass bis zum Jahre 2020 sich dort die Bevölkerung gegenüber den Verhältnissen der 80er Jahre um 10 % rückläufig entwickelt haben wird. Das gibt es auch in anderen Städten und überall existiert das Problem, dass die Menschen in

den endlos sich dehnenden vorstädtischen Siedlungsräumen siedeln, in den so genannten Zwischenstädten, die sich wie Bänder zwischen die alten Zentren und Metropolen erstrecken. Wie kann man die Menschen wieder dazu bewegen, sich in den alten Städten niederzulassen? Eines der Mittel ist die industriearchäologische Restauration, die aber mit großer Raffinesse erfolgen muss, denn das Industriedenkmal ist als Industriedenkmal zu erhalten und zugleich auf andere Weise zu nutzen. Hier gilt das generelle denkmalpflegerische Prinzip: Ein Denkmal ist verloren, wenn es nicht genutzt wird; oder es wird als reines Museum genutzt. Ohne Nutzung geht es verloren. Es sind die raffiniertesten und eindrucksvollsten Leistungen unserer Architekten, wenn sie in denkmalpflegerischer Absicht alte Industriearchitektur erhalten, restaurieren und zugleich wohnbar machen für Altstadtbewohner. Da sind die Lofts, die man nicht nur in New York kennt, die findet man auch im Hamburger Hafenviertel. Das sind Wohnungen für Künstler, arbeiterromantisch motivierte Professoren wohnen gern dort. Kürzlich war ich in Salzgitter und zwar in Salzgitter-Bad. Das gehört zu den Siedlungsräumen, in denen man Teile der Arbeiterschaft unterbrachte, die in der neuen Rüstungsstadt Salzgitter arbeiteten. In Watenstedt war in der nationalsozialistischen Zeit ja die Stahlproduktion angesiedelt worden. Salzgitter brauchte die Arbeiter, und diese Siedlungen sind wunderschön. (Das beruht nicht darauf, dass die Nationalsozialisten in dieser Hinsicht originär produktiv waren. Sie übernahmen einfach die bewährte Siedlungsbautechnik, die bereits zur Zeit des Ersten Weltkrieges erfunden und entwickelt worden war.) Diese Siedlungen bestehen aus Wohnungen und Häuschen. Sie sind sehr klein, sie entsprechen nicht mehr dem heutigen Wohnbedarf. Dass die Bevölkerungszahl hier und da zurückgeht und dennoch keine Wohnungen zur Verfügung stehen, beruht insoweit darauf, dass die zu kleinen Wohnungen nicht mehr angenommen werden. Dort in Salzgitter werden aber

auch die kleinen Wohnungen angenommen. Und stellt man die Frage, wieso, so ist die Antwort: wegen des denkmalpflegerischen historischen Glanzes des Ambientes und sonstiger Lebensqualität: An klaren Tagen hat man von dort aus einen Blick auf den ganzen Harz bis zum Brocken.

Ein weiterer Hinweis darauf, wie man die wirtschaftliche Bedeutung des blühenden Vergangenheitsinteresses sehen kann: Zu den alten Kulturlandschaftsbildern gehören auch die Relikte der bäuerlichen Welt. In der Schweiz geht man damit folgendermaßen um: Die Schweiz ist ein Land, in dem der Anteil derer, die noch in der Landwirtschaft tätig sind, niedriger ist als in fast allen anderen europäischen Ländern. Er dürfte bei etwa 2-2,5 % liegen. Was macht man aus der abgängigen unendlichen Fülle, zum Teil auch denkmalwerten altbäuerlichen Kultur? Das schweizer Stichwort heißt: *Rustica*. Es gibt in allen Kantonen professionelle Denkmalpfleger, die wissen, was man tun muss, um Abscheulichkeiten von diesen alten Gebäuden fernzuhalten, wenn man sie erneuert, was man tun muss, damit man sie auch historisch getreu präsent hält und zugleich innen so ausstattet, dass sie als Zweithäuser für den besser verdienenden Teil der Bevölkerung dienen können. Dies gibt es auch in Deutschland bereits massenhaft. Im Münsterland z.B. sind es die Speicher und ihre Umwidmung zu Wohnhäusern – das ist sozusagen die sekundäre Nutzung der Zwecke des Denkmalschutzes zu privaten Zwecken, um den harschen und hinderlichen Vorschriften des modernen Baurechts entkommen zu können. Wenn man irgendwo noch frei davon sich ein Haus bauen möchte, dann muss man sich also ein altbäuerliches Baudenkmal beschaffen. Den Behörden kommt das entgegen, weil die Mittel, die sie bräuchten, um so viele alte denkmalwerte Gebäude zu erhalten, sonst nicht mobilisierbar wären.

Der letzte Hinweis mit dem ich zeigen möchte, dass das nicht nur die wirtschaftliche Seite unseres Lebens berührt, son-

dem bis tief in die Politik hinein reicht, ist ein Hinweis auf das Phänomen, das wir in der europapolitischen Sprache der Gegenwart, den Regionalismus nennen. Wenn man es verfassungsrechtlich ausdrücken würde, würde man sagen können, dass in Europa ein Vorgang progressiver Föderalisierung abläuft, nicht nur in Deutschland, das föderal verfasst ist, sondern auch im benachbarten Frankreich, dem klassischen europäischen Einheitsstaat. Frankreich hat gegenwärtig nicht mehr nur seine etwa 90 revolutionär geschaffenen Departements, also Verwaltungseinheiten aufzuweisen, sondern es gibt im kontinentalen Frankreich auch 22 Regionen. Diese Regionen sind Selbstverwaltungskörperschaften mit direkt gewählten Vertretungskörperschaften. Und wenn man nach deren Grenzen fragt, dann sind es die der alten historischen Provinzen. Dies hat tiefreichende Folgen. So kann man heute in Frankreich wieder auf zweisprachige Ortstafeln z.B. in der Bretagne stoßen. Unter Charles de Gaulle noch wäre das nicht durchsetzbar gewesen. Auch das Okzitanische im mittleren Süden Frankreichs wird wieder revitalisiert. Meine friesischen Landsleute machen es analog. So firmiert jetzt meine Heimatstadt Aurich unter Aurich – das muss sein, denn das ist unsere Nationalsprache –, darunter heißt es aber Auerk, das ist Plattdeutsch, und wenn man noch 50 km südlich, ins friesisch besiedelte und noch partiell friesisch sprechende, so genannte Saterland fährt, dann findet man dort auch deutsch-friesische, also wiederum zweisprachige Ortstafeln. Dasselbe ist der Fall in der niederländischen Provinz Friesland. Die Schweiz kennt das sowieso, ebenso Südtirol und auch die slowenisch-deutschen Mischgebiete am Karawankenrand. Das alles ist der historisch-politische Ausdruck dessen, was im modernen Europa nach dem Ende des einmal chauvinistisch gewesenen Nationalismus im wechselseitigen Verhältnis der Völker und Ethnien jetzt möglich wird. Es ist ein Vorgang der politischen Emanzipation der kleinen Identitäten, die unter dem großnationalistischen Chauvi-

nismus einst gelitten haben. Und wo sie sich nun verselbständigen und ihren Selbständigkeitswillen geltend machen, tun sie das mit historischen Mitteln und mit den Mitteln des praktizierten historischen Bewusstseins. Die politische Bedeutung dieser Dinge kann man schwerlich überschätzen.

Seiner Selbst herkunftsabhängig sicher zu werden, macht nicht etwa immobil und zukunftsunfähig. Das Gegenteil ist der Fall. Es gibt für diese These einen nachdrücklichen historischen Beweis: die Migrationsgeschichte. Die Auswanderer in die USA waren nicht nur Arme, sondern es waren zu einem erheblichen, disproportional hohen Anteil solche, die wegen ihrer speziellen Herkunft konfessioneller und religiöser Art unter den europäischen Staats- und Hochkirchentümern nicht gelitten waren und in der neuen Welt endlich eine Welt fanden, in der sie ungeniert bleiben durften, was sie herkunftsabhängig waren. Herkunftsbinding erhöht die Mobilitätsfähigkeit. Das gilt auch für die Polen, die in Begleitung ihrer Kapläne nach Schalke oder wo auch immer hinzogen. Noch einmal also: Herkunftssicherheit erhöht und schwächt nicht die Mobilität. Es ist der grundlegende Irrtum der Emanzipationsideologen, diesen Zusammenhang von Herkunft und Zukunftsfähigkeit verkannt zu haben.

Das letzte, was ich sagen möchte, ist etwas Spezielles, sehr Schönes und uns alle alltäglich Betreffendes. Die Geschichte sich zu vergegenwärtigen, und sei es mit den Anstrengungen einer professionell unterstützten Vergangenheitsvergegenwärtigung, macht nicht nur die fremd gewordene eigene Vergangenheit aneignungsfähig. Sie hebt auch etwas heraus, das zur Struktur historischer Abläufe gehört. Es ist einer der grundlegenden Irrtümer von Karl Marx, dass er in seiner Ideologietheorie angenommen hat, mit dem sozialen Unterbau und den Produktionsverhältnissen wälze sich auch der ganze Überbau in toto um. In Wahrheit ist das nicht der Fall. Wer sich mit der Geschichte beschäftigt, wird immer bemerken, dass die Änderungstempi der

verschiedenen Lebensbereiche und Lebenselemente höchst unterschiedlich sind. Je mehr und eifriger wir uns fremd gewordene Vergangenheit aneignen, umso häufiger werden wir, wie zu unserer Entlastung, auf historische Bestände stoßen, die die schöne Eigenschaft haben, sehr alt zu sein und unbeschadet ihres Alters nicht veraltet. Was heißt das? Ich will es mit einem unserer Klassiker sagen. Friedrich Schiller schrieb 1787 an seinen Brieffreund Christian Gottfried Körner in Dresden. Er klagte über die Bücherfülle – ich erinnere an die absinkende Halbwertszeit der wissenschaftlichen Literatur – und fragte sich, was er nur lesen solle. Schillers Antwort war: Ich werde für zwei Jahre überhaupt nichts Neues mehr lesen, nur noch Homer und die Alten. Anschließend hat er Kant gelesen, das heißt, das allerneueste und wichtigste damals. Und wenn man sich den Sinn dieser Antwort vergegenwärtigt, dann sieht man, worum es sich handelt. Es handelt sich um die Entdeckung derjenigen kulturellen Bestände, die wir das Klassische nennen. Der Begriff des Klassischen ist ein alter Begriff, aber er nimmt unter modernen Bedingungen eine temporale Eigenschaft an – alt, aber unbeschadet des Alters nicht veraltet. Das ging mir zum ersten Mal auf, als ich in Wien einen Vortrag über die Wiener Klassik des leider so früh verstorbenen glanzvollen Berliner Musikhistorikers und -theoretikers Karl Dahlhaus hörte. Und da überraschte Dahlhaus sein Wiener Publikum mit der Auskunft, dass diejenige Zeit, die wir als die Zeit der Wiener Klassik kennen, ihrerseits keine ›klassische Musik‹ kannte. Das bedeutete, dass bei den Esterhazys ausschließlich aktuelle Musik vorgeführt wurde, im Wesentlichen die von Haydn selbst, aber auch ein paar ältere Dinge, die als ältere zumeist gar nicht wahrgenommen wurden. Vergleicht man damit ein beliebiges Konzert in Essen oder auch anderswo von heute, sieht man, dass das Programm zu 70, 80 % aus alter und in bestimmter Hinsicht auch veralteter, d.h. so heute nicht mehr komponierter Musik besteht. Wirkungsgeschichtlich ist die

in diesem Sinne veraltete Musik aktuell geblieben, klassisch eben. Nur der ganz kleine mittlere Teil ist in modernen Konzertprogrammen noch der Avantgarde gewidmet. Immer in der Mitte, nicht zum Schluss, damit das Publikum auch durchhält. Das ist keine Kritik an der Avantgarde, sondern das beruht darauf, dass in einer sehr dynamischen Zivilisation unsere Gewöhnungskapazitäten zu den knappsten Gütern gehören. Und man muss sich ans Neue gewöhnen, um es als Neues wirklich schätzen zu können.

Zum Schluss verabschiede ich noch einen großen Avantgardetheoretiker – Filippo Tommaso Marinetti. Er hat 1909 im Pariser ›Figaro‹ sein erstes futuristisches Manifest verkündet und rief zum Sturm auf die zahllosen italienischen Museen auf, die Italien, seine Heimat, wie Friedhöfe bedeckten. Ein Rennwagen sei schöner als die Nike von Samothrake, sagte Marinetti. Man muss sich vergegenwärtigen, dass es sich um einen Rennwagen von 1909 handelt – inzwischen eine hochmusealisierte Präziose in unseren technikhistorischen Museen, während jenes geflügelte Wesen, die Nike von Samothrake – aus Gips steht sie in allen archäologischen Sammlungen –, deren Originalgestalt aus dem späten 3. nachchristlichen Jahrhundert stammt, in den seit Marinetti verabschiedeten gut 90 Jahren zusätzlich kaum noch veraltet ist. Das ist die Dauerhaftigkeit des Klassischen. Wer daskennt, lebt sehr gefährdet. Wie auch Marinetti, der nicht ganz zufällig als Kunstpapst eines faschistischen Diktators endete.